

"Achtung: Die Schweiz"

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 11

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

« ACHTUNG: DIE SCHWEIZ »

Anmerkungen von Peter Meyer

Die Broschüre der Städtegründer. Als Verfasser zeichnen kollektiv Lucius Burckhardt, Max Frisch, Markus Kutter mit Mitarbeitern. Eine sehr lesenswerte, glänzend und temperamentvoll geschriebene Schrift, und soweit es ihre Absicht war, Bewegung in den trägen Teich der Meinungen oder der Meinungslosigkeit zu bringen, hat sie dieses Ziel erreicht. Das Positive hätte sich vom Negativen besser scheiden lassen, wenn die Autoren ihre Beiträge einzeln gezeichnet hätten: der ätzende Hohn (neben Komplimenten) auf die Landesausstellung, den Höhenweg, die Siedlungsbauten, die «lächerliche» Schweiz im allgemeinen hätte dann nicht die ganze Schrift vergiftet; es wäre aber unrecht, deshalb den echten Idealismus zu übersehen, den sie *auch* enthält.

Die Verfasser fühlen sich in den schweizerischen Verhältnissen beengt; es fehle an begeisternden Ideen, an Ideen überhaupt; man wage endlich einen großen Wurf: eine funkelnagelneue, kompromißlose Stadt «irgendwo in der Schweiz», unbelastet von den lähmenden Baugesetzen, die nicht für die heutigen Verhältnisse geschaffen sind. Und erst in zweiter Linie kommt dazu, daß diese neue Stadt zugleich die nächste Landesausstellung werden, oder besser: an die Stelle einer temporären Ausstellung die dauernde Manifestation der modernen Schweiz setzen könnte.

Geht das? Die Verfasser suchen selbst die naheliegenden Einwände abzufangen und zu widerlegen.

*

Noch jeder Architekt und Landesplaner wird seine diktatorischen Augenblicke gehabt haben angesichts des Scheiterns vernünftiger Vorschläge an sturer Unvernunft oder Profitgier Einzelner oder lokaler Instanzen: «Da sollte man einfach ein Machtwort sprechen können.» — Nur daß es dann meistens nicht der Richtige wäre, der das Machtwort spricht, und daß sich die Diktatur nicht auf das gewünschte Gebiet einschränken ließe, wie die Erfahrung zeigt.

Kein Zweifel — die Baugesetzgebung liegt im argen, und seit Jahrzehnten wird an ihrer Erneuerung herumlaboriert. Regelmäßig scheitern die Vorschläge der Fachleute an den Rechtsverhältnissen: diese aber sind ein Politikum und keine architektonische Fachangelegenheit. Die Aufgabe der Baugesetze ist, die

Bürger in der Ausübung ihrer Rechte gleich- und sicherzustellen, Mißbräuche zu verhindern, den Rechtsstaat auch auf diesem Sektor zu wahren. Es ist selbstverständlich, daß ein Gesetz Neuerungen nur zögernd folgt, denn es ist auf die bestehenden Verhältnisse zugeschnitten, auf den Normalfall, wie alles in der Demokratie. Daß dadurch auch gute Neuerungen verzögert, glänzende Ideen erstickt werden, ist bedauerlich, doch unvermeidlich. Die Generation aber, die die beiden Weltkriege erlebt hat, hat gelernt, daß wir, wenn wir die Demokratie wollen, auch ihre unvermeidlichen Schattenseiten in Kauf nehmen müssen, ihre kleinlichen, lächerlichen, lähmenden Seiten, deren wir uns nicht weiter zu schämen haben; denn auch jedes andere Regierungssystem hat die seinigen. Die Republik wird genau so bar bezahlt, wie andere Völker ihre Monarchie oder Diktatur bar zu bezahlen haben. Wenn die Baugesetzgebung einerseits fulminante Architekturmanifestationen verhindert, so garantiert sie andererseits einen Durchschnitt und ein Minimum, die sich neben Indien, Brasilien, Honduras und Nicaragua und was uns sonst noch als Vorbild angepriesen wird, wohl sehen lassen dürfen. Das ist kein Grund, auf Reformen zu verzichten, aber auch kein Anlaß, die Schweiz lächerlich zu machen.

Eine Stadt auf einen Wurf zu planen, ohne Bindung an einschränkende Gesetze — der Traum jedes Architekten. Aber eben ein Traum, der selbst dann ohne Folge, ohne Vorbildlichkeit bliebe, wenn er realisiert werden könnte; denn das Hauptproblem liegt ja gerade für jede Stadt darin, das Bestmögliche aus den jetzt und hier vorliegenden realen Verhältnissen zu machen. Aus den einmaligen Verhältnissen der Topographie, der Geschichte, des wirklichen Staates und seiner Wirtschafts-, Gesellschafts- und Rechtsordnung. *Hic Rhodus, hic salta.*

Das gleiche gilt für die Verkehrsprobleme: eine neue Stadt für 15 000 Einwohner, mit im voraus geplantem Straßennetz, das wäre überhaupt kein Problem; und das glatte Funktionieren des Verkehrs wäre für die anderen Ortschaften beneidenswert, aber kein Vorbild — denn die Pointe ist ja eben, daß sich überall sonst der Verkehr in der vorhandenen Bebauung und im vorhandenen Straßennetz zurechtfinden muß; hier gilt es zu verbessern, nicht in «müder Saniererei», wie die Verfasser meinen, sondern in liebevoller Detailarbeit.

*

«Sollen wir's für eine Tat halten, wenn die Liegenschaftsämtler unserer Städte ... Land kaufen ..., nicht anders als der private Spekulant?»

Gewiß, das dürfen wir; denn wenn die Initianten nicht auch gerade noch die Bundesgesetze neu planen können, so ist das leider die einzige wirksame Art, auf die Landesplanung Einfluß zu gewinnen und «Ideen» durchzusetzen, die auf keine andere Weise durchzusetzen wären. Mit diesen Landkäufen bekommen die Behörden Austauschobjekte in die Hand für Grundstücke, für die keine Enteignungsmöglichkeit besteht — ganz abgesehen von dem stoßenden, gewaltsamen Charakter, der eine Enteignung selbst da hat, wo sie rechtlich durchführbar ist.

*

«Jahr für Jahr werden in unserm Land Tausende von neuen Bauten, Siedlungen und Fabriken und Kindergärten und Schulen und Geschäftshäuser in einer planlosen, geistlosen und für den Kampf um die beste Lebensform durchaus wertlosen Art erstellt. Die Stadt, die wir wollen, ist nicht größer als dies Bauvolumen, das jährlich vertan wird, ohne daß es den Wert einer Manifestation haben kann —.»

Kurios, vier Seiten weiter heißt es: «Im Vortäuschen haben wir es weit gebracht.» — Hier aber scheinen den Verfassern die Maßstäbe von Realität und «Manifestation» einigermmaßen durcheinandergeraten zu sein. Wird obiges Bauvolumen etwa nicht gebaut, wenn die Stadt gebaut würde? Und könnte der Kindergarten, die Siedlung usw., die in einem bestimmten Quartier einer vorhandenen Stadt nötig ist, etwa in die neue Stadt verlegt werden? Und ist nicht jeder Bau, ob gut oder schlecht, schon an sich Ausdruck der Zeit und — vielleicht in bescheidenen Grenzen — ein Beitrag zur «Lebensform» und also nicht ganz so wertlos? Es ist gar nicht nötig, daß ein Bauwerk, außerdem daß es seinen bestimmten Zweck bestmöglich erfüllt, außerdem und extra auch noch «Manifestation» ist.

Der Hohn auf die Siedlungen mit den vierundsiebzig Häuslein und dem Dorfplätzchen wirkt demaskierend. Ob das im Einzelfall gut oder schlecht gemacht ist, ist hier nicht zu fragen, es geht um prinzipielleres, und das, was damit gemeint ist: um die Absicht, den Rahmen für das erhoffte Gedeihen eines Nachbarschaftsbewußtseins der Bewohner zu bilden. Es ist ein Versuch, der Atomisierung der Bevölkerung, der Vermassung zu begegnen. Vielleicht eine Illusion — zugegeben —, aber hat das Massenmiethaus von Le Corbusier in Marseille in dieser Richtung bessere Ergebnisse erzielt, oder andere, als Architektur effektvollere Groß-Siedlungsbauten? Zu dieser «gewissen Sorte von Architekten», die hier lächerlich gemacht werden, weil sie sich um ein menschliches

— nicht ästhetisches — Problem bemüht haben, das nicht auf der Linie der Architektur-«Manifestationen» der Verfasser liegt, haben jene Engländer gehört, von denen der ganze moderne Siedlungsbau (irgendwelcher Form) ausgegangen ist, die Gartenstadt-Idee, die wirklich eine «Idee» war — angefangen von Parker und Unwin und Heaton bis zu den Utopien von F. L. Wright, und Deutsche, wie Theodor Fischer, Mebes, Tessenow. Wirklich lauter sentimentale «Architektur-Kosmetiker» und nichts weiter? Oder — *will* man die Vermassung, weil man sich von der imposanten großen «Wand» imponieren läßt?

*

«Dabei ist die Schweiz nichts anderes als eine Idee, die einmal realisiert worden ist. Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat.»

— ? Wirklich, ist die Schweiz nach Programm gegründet worden? Kuriose Zumutung, daß sich ein Staat andauernd bemühen müsse, seine Existenz durch eine «Idee» zu rechtfertigen. Vor wem zu rechtfertigen? Vor dem nächstbesten Intellektuellen, der zu wenig Einsicht in die historischen Kräfte hat, um die Existenz des Staates in ihrer geschichtlichen Tatsächlichkeit zu verstehen? Oder vor den Nachbarstaaten — als ob uns diese ihre Existenzberechtigungsausweise jemals in einer anderen Form präsentiert hätten als in Gestalt ihres Vorhandenseins? Oder vor uns selbst? Als ob da nicht schon die simple Tatsache seiner Existenz genüge und das elementare Gefühl «wir sind wir und die andern sind eben die andern». Gibt es etwas Subalterneres, Kleinbürgerlicheres als dieses ängstliche schlechte Gewissen: «Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin» und «habe ich meine Sache auch wirklich recht gemacht»? Wenn irgendwo, so ist hier, im Geschichtlichen, die «Idee» der Ueberbau, das Abgeleitete, die nachträgliche Interpretation einer nicht in Frage zu ziehenden Tatsächlichkeit, und nicht ihre Grundlage. Wenn sich dann so gute Ideen wie die der Freiheit und Menschlichkeit so fest in das Staatsbewußtsein einbauen lassen, wie es im Fall der Schweiz möglich war — um so besser. Aber diese Ideen sind ja nicht gerade immer so rein gehalten worden, wie wir uns gerne einreden, und trotzdem hat der Staat seine Krisen überstanden, weil er eben nicht auf diese Ideen gegründet, sondern in seinen besten Momenten nach ihnen ausgerichtet war, so daß seine Existenz auch durch ihre vorübergehenden Verdunkelungen nicht erschüttert wurde. Wenn man jedesmal die Fundamente des Staates umbauen wollte, wenn einem geistreichen Intellektuellen eine neue Idee einfällt — !

«So baut Brasilien — und die Schweiz?»

So hieß der Kernspruch, der als Fazit einer Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich plakatiert war, und auch in unserer Broschüre wird unterstrichen, daß die Schweiz nicht hinter Brasilien, Indien und Australien zurückbleiben dürfe, wo man neue Städte gründe.

Immerhin: Brasilien mißt 8 511 189 km² und hat gegen 50 Millionen Einwohner, die Schweiz hat 41 295 km² und keine 5 Millionen, Australien 7 700 000 km² mit 7 Millionen Einwohnern. Das erste Erfordernis für Architekten wäre Augenmaß und Sinn für Proportionen. Es wäre genau so sinnvoll gewesen, im 18. Jahrhundert Ansichten von Versailles auszustellen und strafend dazuschreiben: so baut Frankreich — und die Schweiz? Es ist nun einmal nicht überall das Gleiche möglich — es wäre langweilig, wenn es möglich wäre. Umgerechnet auf Einwohnerzahl und Flächenmaß, wie das allein sinnvoll wäre, dürfte die Schweiz fünfzig- bis hundertmal mehr interessante moderne Bauten aufweisen als Brasilien samt Honduras und Nicaragua, und erst noch bessere. Und wie es gleich hinter diesen imposanten, von einer entfesselten Spekulation errichteten Monstrebauten aussieht, in den Negerquartieren, in die sich kein Fremder getraut und wo man nicht photographieren darf — darüber schweigen diese Bluff-Ausstellungen. Die «neuen Städte» in Holland dagegen sind im Zusammenhang mit der Trockenlegung der Zuidersee entstanden — und weder zu Ausstellungszwecken noch als «Manifestationen» moderner Architektur.

*

« — was die alten Römer, was die Zähringer, was das industrielle 19. Jahrhundert gewagt hat, nämlich eben eine Stadt zu gründen — — »

Diese Gründungen waren in erster Linie politische und wirtschaftliche Maßnahmen, keine architektonischen. Sie begannen mit Wall und Graben und ganz uninteressanten Häusern; die kommunalen Bauten, die wir heute bewundern, entstanden dann zwei- bis dreihundert Jahre später.

Die zu gründende Stadt soll keine «Bata-Volkswagen- oder Olivetti-Stadt» werden — ? Aber wer soll sie denn besiedeln, wenn nicht die Angehörigen eines Großbetriebes; wer zieht aus eigenem Entschluß nach Irgendwo? Die Verfasser stellen selbst fest, daß «die meisten von uns es vorziehen, nicht in einer heutigen Siedlung zu wohnen». — «Unsere Intellektuellen suchen sich Wohnungen in der Altstadt» — und speziell moderne Architekten wohnen gerne

in originellen alten Häusern. Wohl nicht nur aus Architekturgründen, wie die Verfasser meinen, die überhaupt diese Gründe überschätzen, sondern weil diese Altstadt eine Dimension mehr hat als alle Neustädte: die Dimension der Zeit, die keineswegs «antiquarisch» ist, sondern eine Dimension des Lebens.

*

«Haben wir den Ausstellungsrummel, der durch den einmaligen Erfolg von 1939 ausgelöst worden ist, nicht satt? Es ist eine Sache der Routine geworden, und wir sind im Begriff, Meister der geschmackvollen Schaustellerei zu werden; nur mit der Realität werden wir nicht fertig.»

So ist es. Die Landesausstellung 1939 ist allerdings nicht daran schuld, die Sache liegt tiefer. Unsere ganze heutige Architektur schießt von Anfang an nach Publizität, man baut überall primär für die Zeitschriften, für die Modernitäts-Reklame, für Modernitäts-Preise, Avantgarde-Kongresse, Ausstellungen «So baut —». Und die Ausstellungen sind längst Selbstzweck geworden, Manifestationen der Ausstellungskunst; das Gezeigte ist lediglich Rohmaterial für die gerissene Aufmachung. Daß uns dieser hektische Ausstellungs- und Publikationsbetrieb längst zum Halse heraushängt, dies gesagt zu haben ist ein Verdienst unserer Broschüre. So ist es.

Ob aber nicht Landesausstellungen ausgerechnet zu den wenigen sinnvollen Veranstaltungen gehören? Man könnte sich größere Abstände als 25 Jahre denken — 30, 35 Jahre; aber in jedem «Menschenleben» einmal einen Querschnitt ziehen, Rechenschaft abulegen über Vergangenheit und Gegenwart — das scheint mir nicht sinnlos zu sein; und Selbstbestätigung braucht nicht Selbstbeweihräucherung zu sein. Die Selbsterniedrigung des Landes, wie sie die Broschüre stellenweise betreibt, ist auch eine pervertierte Selbstbeweihräucherung. Es wäre sinnvoll, jeweils mindestens fünf Jahre vor einer Landesausstellung überhaupt keine größeren Ausstellungen zu veranstalten — aber stammen die meisten Ausstellungen nicht genau aus dem gleichen Manifestationsbedürfnis, aus dem die Broschüre selbst stammt? Und die vorgeschlagene Stadt? Wäre der Realitätsgehalt einer Stadt «irgendwo in der Schweiz» mit Einwohnern, die «moderne Stadt» zu spielen haben, auch nur im mindesten größer als der einer Ausstellung, die nichts anderes zu sein vorgibt als eben eine temporäre Veranstaltung?

Die Verkoppelung der Retortenstadt mit der Landesausstellung ist den Verfassern nicht die Hauptsache, das ist festzuhalten. Aber sie zeigt doch eine Verwirrung der Vorstellungen, die eigentlich überwunden sein sollte. Das Programm, eine permanente Siedlung

zugleich als Ausstellung aufzuziehen, schielt nach zwei Seiten: das haben alle Ausstellungssiedlungen, angefangen von der Darmstädter Mathildenhöhe über den Stuttgarter Weißenhof bis zu neueren Beispielen, eindeutig erwiesen. Eine Ausstellung *darf* nicht nur, sie *soll* und *muß* aufs äußerste zugespitzt, andauernd interessant, ja sensationell sein, sie kann nach allen Seiten ins Extrem gehen, ins Witzige — das, zur Dauer erstarrt, verleiden würde; auch den besten Witz kann man nicht andauernd hören. Eine permanente Siedlung dagegen kann gar nicht ruhig genug sein — was nicht heißt, daß sie ästhetisch spannungslos sein müßte; aber sie darf nicht betont witzig, nicht «ausstellungsmäßig» — nicht «Manifestation» sein.

*

«*Warum haben wir übrigens keine Architektur-Kritik?... Warum keine seriöse Architektur-Kritik im Sinne der Auseinandersetzung? —*»

Wirklich, eine ernste Frage, denn wo es keine «seriöse Kritik» gibt, gibt es keine aktive Anteilnahme. Wenn wir diese Frage aber ernst nehmen, wie sie es verdient, so führt sie in unliebsame Gegenden. Sie zielt nach zwei Seiten: nach den Architekten und nach dem Publikum. Fragen wir zuerst nach den Architekten, den fachlich zur Kritik Befähigten.

Von dieser Seite gibt es keine Kritik erstens und oberflächlichstens, weil sich bekanntlich die Krähen gegenseitig die Augen nicht aushacken, schöner gesagt: aus Kollegialität. Zweitens — und das greift schon tiefer: weil die jungen Architekten heute mit einer so unzulänglichen Schulung des sprachlichen Ausdrucks an die Hochschule kommen, daß sie weder reden noch schreiben können. Das ist nicht ihre Schuld, sondern die Folge eines verfehlten Mittelschultypus, der sich darauf kapriziert, genau das zu lehren, was der Techniker dann auf der Hochschule, um einige Grade erweitert, sowieso nochmals lernen muß. Auf der Hochschule lassen sich die elementaren Bildungsmängel aber nicht mehr nachholen.

Drittens und ernstlichstens: es gibt keine Architekturkritik, weil eine an Terror grenzende Partisanenmentalität innerhalb der Architektenschaft seit Jahrzehnten jede Kritik mundtot gemacht hat. Man sehe sich doch nur die Architektur- und Kunstzeitschriften an: was einer bestimmten Cliques-Richtung entspricht, das ist ebendeshalb von vornherein vortrefflich und muß dem Publikum gegenüber unter allen Umständen als Meisterwerk gepriesen werden. *Erinnert man sich beispielsweise an das groteske Museumsprojekt von F. L. Wright? Das wurde feierlich reihum ausgestellt*

und publiziert, einschließlich der naiv-anmaßenden Sprüche einer jungen Dame — wo ein schallendes Gelächter oder betretenes Schweigen die einzig angemessene Reaktion gewesen wäre. Oder kürzlich, da wurde der Kunstkritiker einer großen Tageszeitung eigens vor das Femegericht eines Avantgardistenzirkels vorgeladen, um sich wegen der Kritik einer Ausstellung zu rechtfertigen, die nicht ganz so begeistert ausgefallen war, wie sie hätte sollen. Wer da nicht mitspielt, der wird exkommuniziert, er «kommt nicht mehr in Betracht».

Von seiten des Publikums aber gibt es allenfalls stimmungsmäßige Anerkennung oder Mißbilligung, meistens aber vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber Architekturprojekten oder Bauten, weil die gleichen Avantgarde-Partisanen diesem Publikum seit Jahrzehnten eingebläut haben, seine Meinung komme in keiner Weise in Betracht, seine allfälligen Proteste seien lächerlich usw., und gutmütig, wie dieses Publikum nun einmal ist, sofern nicht gerade lebenswichtige Vordergrunds-Interessen berührt werden, glaubt es das nun schließlich selbst. Nicht nur der «Mann auf der Straße», sondern auch der durchschnittlich «Gebildete» verzichtet auf Stellungnahme mit der Ausflucht, er sei eben Laie und maße sich kein Urteil an. Man ist stolz darauf, in Kunstingen die Kritik «zum Schweigen gebracht zu haben» — wundere man sich doch nicht, daß sie nun eben schweigt, und daß man alles, was über Architektur und Kunst geschrieben wird, als die übliche Propaganda nimmt, an die man so systematisch gewöhnt wurde.

Der Geschmack des Publikums ist wirklich miserabel: man betrachte die Auslagen der großen Möbelgeschäfte, die sich nach ihm richten. Aber dadurch, daß man das Publikum andauernd verhöhnt, und daß man ihm Formen aufzudrängen sucht, die ihm fremd sind, wird dieser Geschmack nicht besser. Der Weg einer wirklichen Geschmackerziehung wäre, die ungeklärten, gefühlsmäßigen Wünsche des Publikums ernstzunehmen, genau und liebevoll zu analysieren, und sie dann auf eine verantwortbare Art zu befriedigen, für die das Wort «künstlerisch» zu hochgegriffen wäre — man müßte schon mit «anständig» zufrieden sein. Aber das wären dann eben keine pikant-avantgardistischen, «interessanten» und «eigenwilligen» Manifestationen, sondern wohl eher «langweilige», «konventionelle», vielleicht gar — *horribile dictu* — «traditionelle» Formen, mit denen sich in Zeitschriften und an Ausstellungen nicht Staat machen läßt. Daneben bliebe Platz genug für die Ausnahme-Formen für Elite-Menschen, denen daran liegt, ihre Modernität zu manifestieren.

*

Noch bis ins vorige Jahrhundert war der Architekt ein handwerklicher Mann mit dem Maßstab in der hinteren Hosentasche. Diesen Maßstab hat er heute nicht mehr. Seit den Zeiten des Jugendstils sind die Architekten Propheten und Menschheitsreformer geworden, ohne daß die Menschheit dieses Prophetentum so recht escomptieren wollte — es ist doch zuviel Wirtschaftliches damit verbunden. Selbst Avantgarde-Architekten leben ungern von Heuschrecken und wildem Honig, wie die alten Propheten. Es ist nicht schwer, sich unerreichbare Ziele zu setzen, und dann die Wirklichkeit als kleinlich und spießig zu verdammen; letzten Endes ist es aber doch das Jetzt und Hier, ist es die jeweils vorliegende, einmalige Situation mit allen ihren Komplikationen, aus der sich die Aufgabe stellt, und nicht eine abstrakte «Idee». Und es ist wahrscheinlich der größere Idealismus, diese Realität in ihrer ganzen Unscheinbarkeit zu akzeptieren und daraus nicht etwas Fulminantes, aber das Bestmögliche zu machen. Wer darin nur «müde Saniererei» sehen kann, degradiert die Würde dieser Aufgaben — ohne sie anders lösen zu können.

Die Enge unserer Verhältnisse — der europäischen Verhältnisse — ist ein Faktum, mit dem wir uns abzufinden haben wie mit dem Mangel an Bodenschätzen, und wie dort die extensive Schwerindustrie eben durch eine intensive Präzisionsindustrie ersetzt werden muß, werden wir unsere räumlich beengten Probleme ernstzunehmen haben.

Als Domenico Fontana aus Melide als päpstlicher Hofarchitekt den großen Obelisk auf dem Petersplatz aufgestellt hatte, ließ er stolz auf den Sockel schreiben «ex pago Mele»; er schämte sich seiner armen Heimat nicht, obschon sie ihm keine Aufträge geben konnte, und es wäre ihm nie eingefallen, seinen Mitbürgern zuzumuten, nun auch in Melide oder Lugano ägyptische Obeliske aufzustellen.

Zeitgenossen, die dermaßen von Modernität kochen, daß der Deckel den Dampf nicht zu verhalten mag, werden heute eben nach Brasilien und den andern Wunderländern der unbegrenzten Möglichkeiten auswandern müssen, wie früher die Tessiner — das ist kein Grund zur Dramatisierung und Selbstbemitleidung, denn die Angehörigen aller andern Länder haben genau so ihre Sorgen. Es ist nicht tragisch, daß einer, der durchaus Löwen schießen will, eben nach Afrika fahren muß. Und wem Brasilien für sein Genie immer noch nicht groß genug sein sollte, dem eröffnen sich mit der bevorstehenden Weltraumschiffahrt ganz neue Perspektiven — mitten im aperspektivischen Zeitalter.

JOHANN AMERBACH
UND SEINE VATERSTADT

Von Theodora Von der Mühl

Anschließend an den im Juli 1954 in der Neuen Schweizer Rundschau erschienenen Aufsatz «Bilder aus dem spätmittelalterlichen Basel nach der Amerbach-Korrespondenz» lassen wir ein weiteres Kapitel zum Thema Amerbach erscheinen.

In den Werken aus Johann Amerbachs Offizin, in sämtlichen erhaltenen Briefen tritt sein Vaternamen nie in Erscheinung. Der Druckerherr nennt sich Amerbach, und so wird er, mit orthographischen Varianten, von seiner Umwelt genannt. Gewiß, die Bezeichnung nach dem Geburtsort entsprach einer Sitte jener Zeit, selten aber ist, wie bei dem Basler Buchdrucker, der Stammesname darob so gänzlich in Vergessenheit geraten. Die Eltern, die ihren Sohn aus dem Städtchen Amorbach im Odenwald zum Studium hatten nach Paris ziehen lassen, sind durch Jahrhunderte der Nachwelt unbekannt geblieben bis jetzt. Jetzt aber ist es gelungen, sie aus ihrer Anonymität zu befreien. Dem Herausgeber der Amerbach-Korrespondenz, Dr. A. Hartmann, ward es, kurz bevor 1953 der vierte Briefband erschienen ist, beschieden, von Vermutungen geleitet, den Weg ans Ziel des Beweises zu finden: Der Stammvater der Basler Gelehrtenfamilie ist als Sohn von Peter Welcker, einem Ratsherrn und Bürgermeister von Amorbach, zur Welt gekommen. Entsprechend fand sich auch in den Listen der 1461 und 1462 in Paris Studierenden, in denen vergeblich nach einem «Amerbach» geforscht worden war, Johannes Welcker eingetragen, «Johannes Welcker aus der Diözese Würzburg», zu der Amorbach gehörte.

Es ist verlockend, einen Versuch zu unternehmen, den Hintergrund, von dem die Gestalt Amerbachs sich abhebt, noch weiter aufzuhellen. Nicht anders als bei einem alten Bilde, so hilft auch da der Alkohol, das Dunkel zu lichten. Von Plünderung, Feuersbrunst und der Vertilgung durch menschliche Unachtsamkeit verschont, sind in Amorbach sechzig Bände Verwaltungsrechnungen der Hohen Obrigkeit erhalten, genauer gesagt neunundfünfzig Bände. Im ersten und dritten dieser Bände enthüllen Eintragungen

von Weingeschenken Johann Amerbachs Abstammung und Geburt und seine Wiederkehr in die Vaterstadt.

Das Städtchen ist alt, hat 1953 sein siebenhundertjähriges Bestehen gefeiert; die Amorbacher Benediktinerabtei ist älter, schon im 10. Jahrhundert geschichtlich verbrieft, die Legende aber berichtet von noch früherem Ursprung, und für Menschen des Mittelalters war in Treu und Glauben diese Legende gültig: Zu Anfang des 8. Jahrhunderts hatte Burggraf Ruthard, Schirmherr der Gegend, den heiligen Pirmin, Apostel im Elsaß und später Gründer des Klosters Reichenau bei Konstanz, ins Land gerufen, damit er den Siedlern das Christentum predige. Von seinem Schüler Amor begleitet, hatte Pirmin sich bei einem von den Heiden verehrten Quell niedergelassen, mit dessen Wassern die Bekehrten getauft, über dem Bronn zu Ehren der Mutter Gottes eine Kapelle gebaut und nach zunehmendem Erfolg seiner Mission weiter unten im Tal ein Kloster errichtet. Amor, sein Schüler, wurde des Klosters erster Abt. Im Jahre 734 kam Bonifacius, der von England übers Meer gesandte große Apostel Deutschlands, in eigener Person in das stille Tal und gab Kapelle und Klosterkirche die Weihe. Karl Martell wurde des Klosters Gönner, und sein Sohn Pipin der Kurze, der erste nach dem Vorbild der Bibel gesalbte König des Abendlandes, hat die Angliederung Amorbachs an die Diözese Würzburg verfügt. Soweit die Legende, die um des heiligen Amors Bedeutung willen Erwähnung verdient.

Bis zu Beginn der Neuzeit waren Stadt und Abtei von kriegerischen Stürmen verschont geblieben. Dann drang der Bauernaufstand in das Frankenland. Götz von Berlichingen hat in Amorbach die «zwölf Artikel» des Bauernprogramms verfaßt, im Glauben verharrend, Sinn und Zweck der Auflehnung sei es, Mißbräuche zu beheben. Seine unbändigen Horden aber, dem Wesen der Revolten entsprechend, stürmten am Ziel vorbei zu Greueln und Blutvergießen. Abtei und Kirchen Amorbachs wurden geplündert, und der Ritter mit der eisernen Hand vermochte nicht mehr, als Abt und Konvent das Leben zu retten. Im Dreißigjährigen Krieg haben bewaffnete Reiterhaufen die Stadt überfallen, blindlings gewütet und die Kirchen geschändet. Jedoch nicht Zerstörung durch Waffengewalt allein hat baufreudigen Aebten ein Wirkungsfeld geboten, oft vergaß auch der heilige Florian, über der Abtei zu wachen. Heute erhebt sich an Stelle der Kirchen, die Peter Welckers Sohn gekannt hat, prunkvoll heiterer, von Putten wimmelnder Barock.

Der erste Band der zur Freude der Geschichtsforscher erhaltenen Stadtrechnungen beginnt mit dem Jahre 1421, und in diesem

tritt zutage, daß Peter Welcker, damals der einzige seines Namens im Städtchen, Mitglied des Rats und als solches wiederholt für die einjährige Amtsperiode Bürgermeister, 1435 die Witwe des Hans Hoffmann geheiratet hat: «als peter welcker und die hoffmanin yren kirchgang hatten mit yren Kindern, schankt man den fremden, yren guten frunden 2 moss» (Wein). Zu den gegenseitigen Stiefkindern — die schon im Alter waren, die Eltern zur Kirche zu begleiten und am Fest im Hause des damals als Bürgermeister amtierenden Hochzeiters teilzunehmen — gesellten sich in der Folge noch vier weitere Kinder, die beiden Jüngsten 1440 und 1441 geboren, was sich alles wiederum dank einer alkoholischen Gabe feststellen läßt: Die Wöchnerin erhielt im Kindbett städtischen Schenkwein. Ueber der neuen Erdenbürger Taufnamen und Geschlecht allerdings gibt die Rechnung keine Auskunft. In seinem Testament vom 13. März 1503 erwähnt Johann Amerbach nur Schwestern, und die späteren Lebensdaten des Druckerherrn weisen darauf hin, daß er Anlaß zum letzten oder vorletzten des seiner Mutter kredenzten Schenkweines geboten hat.

Wer sich die Frage stellt, wie ein Bürgerkind der kleinen Stadt im Odenwald die für das Pariser Studium nötige Vorbildung erhalten konnte, muß sich der Geschichte der Amorbacher Abtei zuwenden.

Im Lauf des 14. Jahrhunderts waren auch da, wie in manchen andern Benediktinerklöstern, die Ordensregeln vernachlässigt worden; nachgeborene Söhne des umwohnenden Adels hatten das Mönchtum als Versorgung betrachtet, sich ihrer Pfründe erfreut, die Zellen in angenehme Privatwohnungen verwandelt, den Pferdesattel dem Betschemel, das Hifthorn dem Tintenhorn, die Werke ihrer Köche den Werken auf den Bibliotheksregalen vorgezogen. Mit Abt Dietrich von Kuntich setzte Anfang des 15. Jahrhunderts der Kampf zur Wiederaufrichtung der Mönchsideale im Sinn des heiligen Benedikt ein, ein harter Kampf. Des Abtes Prior wurde erschlagen, und er selbst mußte Reisisige aufbieten, um über seine eigene Sicherheit zu wachen, bis er die widerspenstigen Elemente zu meistern, bis er organisatorisch durchzugreifen vermochte. Erst seinem Neffen und Nachfolger, Heinrich von Kuntich, Abt von 1426 bis 1456, ist es gelungen, im dritten und vierten Dezennium die vom Basler Konzil ausgehende Reform zu verwirklichen: Die Pfründen wurden abgeschafft, das gemeinsame Leben wieder eingeführt, das Adelsprivileg bei der Aufnahme in Konvent und Schule aufgehoben; eine bedeutsame Wendung, die dem Sohn des Bürgermeisters wohl zustatten kommen mochte.

In der Amerbach-Korrespondenz findet sich nur ein einziger

Brief eines Jugendgenossen des Druckerherrn, eines Mannes namens Jodocus Uzbach. Demütig heißt es da: «. . . obwohl ich mir um Eure Herrlichkeit niemals Verdienste erworben habe, so daß ich mich erkühnen dürfte, mit Bitten Euch zu belästigen, so veranlaßt mich doch jene einstmals geschlossene herzliche Freundschaft, als wir im selben Haus am selben Tisch zusammen waren, Euch um freundliche Aufnahme meines Sohnes, des Ueberbringers dieser Epistel, zu bitten . . .» Das Schreiben ist lateinisch abgefaßt, aber in seinem Studiengang ist Jodocus offenbar nicht sehr weit vorgedrungen; denn er ist als Altardiener in der Marienkirche von Aschaffenburg, einige Meilen nördlich von Amorbach, gelandet, und so liegt es näher, in ihm einen Schützen oder Bacchanten der Klosterschule als einen Studiengenossen aus Heidelberg oder Würzburg zu suchen, den beiden Universitäten, wohin die Abtei begabte Schüler und künftige Kleriker zu entsenden pflegte.

Abt Heinrich war im Bestreben nach geistiger Reform auch um die Bibliothek besorgt. Eine Feuersbrunst hatte zu seiner Zeit das Kloster heimgesucht und wertvolle Bestände zerstört. Nun setzte unter seinem Ansporn um die Mitte des 15. Jahrhunderts, gleichsam in letzter Stunde, nochmals eine rege Schreibtätigkeit ein. Die Mönche unterwarfen sich dem Gebot ihres Oberhauptes, schrieben eifrig, eilig, zum Hausgebrauch, in einer verächtlich als «Bastarda» bezeichneten Schrift. Einzig das Enchiridion des Augustin, vom in Heidelberg zum Baccalaureus Artium promovierten späteren Abt Johannes Blenkner 1456—1457 mit schmückenden Initialen und stilvoll gepflegten Buchstaben geschrieben, darf sich rühmen, auf einer handschriftlich höheren Stufe zu stehen. Jedoch im selben Jahr, da dieser Gelehrte sich mühte, die alte Kunst in Amorbach wieder zu Ehren zu bringen, ist in Mainz schon das erste von den Herstellern unterzeichnete, mit Ort und Datum der Herausgabe versehene Erzeugnis der neuen Kunst, die lateinische Ausgabe der Psalmen, bei Fust und Schöffer, den früheren Mitarbeitern Gutenbergs, in Druck erschienen.

Wo Schreiben nicht mehr in alter Tradition als Kunst freudig und liebevoll gepflegt wurde, nur noch Pflicht, Mühsal und Notwendigkeit bedeutete, hat Gutenbergs Erfindung freudige Aufnahme gefunden, und die Klöster sind für die Drucker scholastischer Werke das bereitwilligste Absatzgebiet gewesen. Peter Welckers Sohn hat im Lauf seines Bildungsganges erkannt, daß die Ausübung dieses neuen Berufes die seinem Wesen entsprechende Form sei, zum Lobe Gottes zu wirken und der Geistlichkeit zu dienen.

In der Abtei zu Amorbach, die 1803 säkularisiert, in fürstlich-Leiningenschen Besitz übergegangen und deren Bibliothek 1851 zu einem großen Teil verkauft und in alle Winde zerstreut worden ist, befanden sich laut damaligem Katalog an Inkunabeln allein 33 Basler Drucke, Ausgaben von Richel, von dessen Tochtermann Keßler, von Wennßler, Froben und Amerbach.

Der in Amorbach unter dem Namen Hans Welcker Bekannte ist nachweisbar erst im Jahre 1495 in seine Vaterstadt zurückgekommen, ein Mann Mitte fünfzig, ein gelehrter Magister, ein Buchdrucker von hoher Geltung, damals schon auf dem besten Weg, der Feststellung zu entsprechen, die sein großer Kollege aus Nürnberg, Anton Koberger, in einem Brief vom 21. März 1502 zu äußern gewagt hat: Der Buchhandel in deutschen Landen ruhe fast allein auf Koberger, Amerbach und Petri. Bei Anlaß einer Reise zur Frankfurter Herbstmesse hat der Basler Druckerherr Amorbach auf dem Hin- und Rückweg besucht.

Einem Reiter bot sich, hielt er, mit dem Pferd aus den herbstlich goldenen Wäldern heraustretend, einen Augenblick ob der dem heiligen Amor geweihten Kapelle inne, im Tal der Anblick des von Rebgeleude umkränzten, fest ummauerten Städtchens und südlich angrenzend, höher gelegen, der Abtei. Zwischen den altgewohnten, strohgedeckten Fachwerkhäusern erhoben sich, seit Peter Welckers Sohn zum Studium westwärts gewandert war, neue Bauten. Die Abtei war erweitert worden, und nicht nur dort glitzerten nun farbig glasierte Ziegel im Widerschein der Sonne, auch auf steinernen Häusern, nahe der Stadtmauern und in der Stadtmitte auf dem neuen Rathaus und auf dem heute noch erhaltenen hohen Gebäude der Kurmainzer Amtskellerei. Das letzte Wegstück führt den sanft abfallenden Hügel hinunter und über den Wallgraben durchs Tor in die Stadt.

Der Druckerherr aus Basel hat als Ehrengast, vielleicht auch als Freund, im Pfarrhof gewohnt, wo ein Konventual des Klosters als Betreuer der Pfarrkirche innerhalb der Stadtmauern residierte. Peter Farre hieß der in einer Urkunde von 1497 erwähnte Pfarrherr, der füglich auch zwei Jahre zuvor als Gastgeber Amerbachs gelten darf, ein Geistlicher bürgerlicher Abstammung also, dem Heinrich von Kuntichs Reform den Weg zum Eintritt in die Benediktinerabtei gebahnt hatte. Der Ehrengast «hans welcker aus basell» wurde «von der stadt wegen» mit einem Maß Wein beschenkt. Sucht man nach einem praktischen Grund für den nach so vielen Jahren unternommenen Abstecher in die Vaterstadt, meldet die Stadtrechnung weiter: «Er fragte nach einem brieff.» Damals wurde das Wort «brieff» häufig für den «Geburtsbrief»,

die Geburtsurkunde verwendet. Dr. A. Hartmann aber äußert die Ansicht, es habe sich um eine geschäftliche Angelegenheit, etwa um einen alten Schuldbrief gehandelt, denn, so schreibt der Herausgeber der Amerbach-Korrespondenz: «Romantische Sehnsüchte waren seine Sache nicht.»

In seinem Testament hat Johann Amerbach verfügt, die Studienkosten seiner Söhne seien nicht zugunsten seiner Tochter in Abzug zu bringen, er habe seiner Mutter selig «mer dan tryhundert gulden verstudiert in Pariss», seine Schwestern aber hätten ihm von seinem Erbteil «nit helber oder pfennig» dafür abziehen dürfen. Für die Daten vom Tod der Eltern versagt der Alkohol die Kunde aus dem einfachen Grund, daß unter den sechzig Bänden Stadtrechnungen der zweite Band, die Jahre 1458—1488 umfassend, abhanden gekommen ist. Angesehenen Familien, und zu ihnen gehörten die Welcker, wurde zum Trauermahl, so gut wie zu Hochzeit und Geburt, Schenkwein gespendet. Da sich über eine Gabe dieser Art in den vorhandenen Stadtrechnungen nichts findet, ist anzunehmen, daß Peter Welcker und seine Witwe, beide schon 1435 nicht mehr sehr junge Hochzeiter, vor 1488 gestorben sind, und nun rückt auch die Vermutung nahe, der Basler Druckerherr könnte schon auf einer seiner früheren Frankfurter Reisen zur Ordnung des elterlichen Nachlasses nach Amorbach gekommen sein. Falls für den im siebten Jahr des aufschlußreichen dritten Rechnungsbandes gebuchten Besuch, als die Erbschaftsangelegenheit weit zurücklag, ein Schuldbrief die Ursache bot, darf er füglich alt genannt werden. Wie dem auch sei, «hans welcker» fragte nach einem Brief, und die Antwort wollte Weile haben. Er begab sich nach Frankfurt und kehrte auf dem Heimweg nochmals nach Amorbach zurück, nachdem er sich in der Zwischenzeit wieder in der Ausübung seines Berufes bewährt hatte.

Er war in der Messestadt eine bekannte Gestalt. Schon 1478 ist sein erstes Erscheinen auf diesem Schauplatz großen Warenumsatzes verbrieft, zur Zeit also, da er noch ledig, noch ohne Basler Bürgerrecht, in der Aeschenvorstadt wohnte, nicht weit von jenem Garten vor dem Tor, wo sich fast fünfzig Jahre später Erasmus als Gast des Froben erging und die Explosion des Pulverturmes erlebte, die er so drastisch geschildert hat. Vom Jahre 1478 an läßt sich Amerbachs stetiger Aufstieg in gefestigter bürgerlicher Ordnung verfolgen. Als er zum erstenmal die Frankfurter Messe besuchte, stand er im Basler Steuerregister mit 400 Gulden eingetragen, im folgenden Jahr — inzwischen war seine Ausgabe der Bibel erschienen — lautete die Summe seines erklärten Vermögens 1000 Gulden. Da sein Gewerbe zur «Freien Kunst» erklärt

worden war, unterstand er keinem Zunftzwang; doch vier Zünfte gewährten den Buchdruckern freiwillige Aufnahme, und Amerbach trat 1481 zu Safran ein, kaufte als nächstes das stattliche Anwesen an der Rheingasse, heiratete 1483 und erwarb 1484 das Basler Bürgerrecht.

Die Braut seiner Wahl hatte im Jahre, ehe er sie heimführte, ihren Vater und ihren ersten Gatten, mit dem sie 1465 getraut worden war, verloren. Lienhart Ortenberg, ihr Vater, ein Gürtlermeister, dessen Werkstatt in seinem Haus in der Schneidergasse schon 1422 erwähnt wird, auch er zu Safran zünftig, war 1444 im Zunftvorstand Sechser gewesen, im Jahr vom blutigen Sieg der Eidgenossen über Frankreichs Dauphin und seine Armagnaken, vor Basels Toren an der Birs. Seinem Gewerbe hatte, neben den altgewohnten Spenglerarbeiten, die von der Mode geförderte Anfertigung von Spangen, Schnallen, Zierbeschlägen der Gürtel und der Messerscheiden, unentbehrliche Beigabe der Kleidung beider Geschlechter, der Wehrgehänge und Degenscheiden, Zubehör zur Ausstattung von Rittern und Soldaten, großen Aufschwung gegeben, was eine Lockerung der strengen Zunftverordnung bewirkte. Den Meistern waren vermehrte Hilfskräfte ja erlaubt worden, daß «der da konnte ysen und stempfel graben» sich in der Werkstatt der Gürtlermeister einnisten und dort, zwar nicht auf deren Gebiet, aber im eigenen arbeiten durften. Die Annahme, daß für einen gelehrten Buchdrucker wie Amerbach, der sich genau mit der Wahl, nicht aber mit dem Schneiden der von ihm verwendeten Typen befaßt hat, die Gegenwart eines Stempelschneiders, eher als Modefragen, triftigen Grund geboten hat, häufig die Werkstatt Meister Lienharts aufzusuchen, liegt nahe, und so mag ein freundliches Walten es gefügt haben, daß der Weg des Berufes zum Ziel der Brautschau geführt hat.

Den Weg des Berufes hat Amerbach um keiner Ablenkung willen, gleich welcher Art, je außer acht gelassen. Seit 1478 war er, wie sich aus den Basler Gerichtsprotokollen ergibt, ein recht regelmäßiger Besucher der Frankfurter Messen geworden. Die Werke seiner Offizin, geheftete Bogen, in Fässer verpackt, gelangten auf dem Wasserwege ans Ziel und konnten von der Landungsstelle bequem zu den Verkaufsständen gerollt werden. Um des Einzelvertriebes willen hätten die Druckerherren aber nicht, mit allen unentbehrlichen Geleitbriefen versehen, auf oft unsicheren Wegen, selbst die beschwerliche Reise unternommen. Für sie bedeutete die Freie Reichsstadt am Main Umschlagplatz für den Verkauf und Austausch im großen und vor allem Treffpunkt, um Forderungen einzutreiben, Zahlungen entgegenzunehmen, Be-

schaffungsmöglichkeiten von Manuskripten und Verlagspläne zu besprechen. An der Herbstmesse 1495 hat Amerbach für seinen Freund Koberger die Rolle des Vermittlers übernommen und erfolgreich «eine Richtung» erwirkt, laut welcher der Basler Drucker Nicolaus Keßler, Meister der Schlüsselzunft und in deren Gebäude an der Freienstraße Vermieter und Besitzer des ersten historisch nachweisbaren festen Buchladens, zugunsten des Nürnbergers auf einen geplanten Neudruck der unter dem Namen «Meffreth» bekannten, beliebten Predigtsammlung verzichtet. Ein anderes wichtiges Thema zwischen Koberger und Amerbach bildete die Beschaffung eines brauchbaren, von Schreibfehlern nicht allzu entstellten Manuskripts für die beabsichtigte gemeinsame Ausgabe der Postillen von Cardinal Hugo de St-Cher. Ob der Basler Druckerherr in der Abtei seiner Vaterstadt Unterlagen für seine Verlagspläne suchte und fand, läßt sich nicht ermitteln; aber fest steht, daß er bei seiner Rückkehr aus Frankfurt in Amorbach wiederum auf Staatskosten bewirtet worden ist.

Der Rat pflegte seine Gäste im Rosengarten zu empfangen, einem Garten, der an der nördlichen Stadtmauer beim Johannistor lag, Treffpunkt der Bürger und ihrer Familien an Feierabend und Festtag. Von einer Generation zur anderen lebte in jedem Amorbacher die Erinnerung an seine Jugendzeit, als er bei offiziellen Gastierungen sich zwischen Rosenhecken und Weinranken ein Guckloch suchte, um einen Blick auf den steinernen Tisch mitten auf dem Rasenplatz zu erhaschen, wo die hohe Obrigkeit Fremde von Rang und Stand traktierte. Der angesehene einstige Mitbürger «hans welcker» erhielt beim zweiten der erwähnten Besuche zwei Maß Wein geschenkt. Für weitere Verdopplungen hat er, zum Wohl der Gemeindekasse und der Weinreserven, keinen Anlaß mehr geboten.

Heute sind die Rebgelände verschwunden; im Dunkel eines Brunnenschachtes aber ist noch immer der Quell gefaßt, mit dessen Wassern laut Legende die ersten Heiden der Gegend getauft worden sind, und dem Amorbach durch Jahrhunderte viel größeren Ruhm verdankt hat als dem Saft seiner Trauben. Von des Wassers Wunderkraft ist schon im 14. Jahrhundert berichtet worden, und schon damals galt Amor, der sagenhafte erste Abt des Klosters, als der Fürbitter, dem es sie verdankt. Als gegen Mitte des 15. Jahrhunderts die Zahl der zum segenspendenden Brunnen wallfahrenden Pilgerinnen sich zusehends mehrte, wurden Reliquien des Heiligen beschafft und eine ihn darstellende Figur, die Inful auf dem Haupt, den Hirtenstab in der rechten Hand, in der linken sorgfältig ein Modell der alten Abteikirche haltend, in roten Sand-

stein gemeißelt. Hans Welcker war ein kleines Kind, als Reliquien und Standbild 1446 zum Stadttor hinaus in feierlicher Prozession in die Kapelle getragen wurden. Dort, im geweihten Raum auf den Fliesen, nicht mehr als tellergroß, liegt die Oeffnung, durch die ein hölzerner Eimer, an Seilen befestigt, das Wasser aus der Tiefe ans Licht hebt. Fortan war die Kapelle vom Glauben an den heiligen Amor erfüllt, und in der Folge hat heranwachsend der Bürgermeistersohn erlebt, wie das Vertrauen in den Heiligen auch von der Stadt seiner Väter, früher in Urkunden nur selten Amorbach genannt, nun immer häufiger schriftlich bekräftigt wurde. Das alte Amar- oder Amerbach findet sich zwar weiterhin noch ab und zu und bis Ende des 17. Jahrhunderts in Urkunden wieder; der Volksmund nennt die Stadt noch heute Amerbach, und auch Hans Welcker ist als Druckerherr dem alten Namen treu geblieben; aber in Dokument und Schrift hat der Heilige gesiegt, hat Bitternis in Liebe verwandelt. In seiner Kapelle zeugten bald die Votivtafeln dankbarer Frauen, denen ein Trunk aus der Wunderquelle lang entbehrte Mutterfreuden eröffnet hatte, für des Heiligen Fürbitte um fruchtbare Folgen der Taten seines geflügelten, mit Köcher und Pfeilen bewaffneten heidnischen Homonyms. Die Gattin Kaiser Karls IV. hat 1500 Gulden gespendet, um «zu zeitlichem und ewigem Trost des Hauses Oesterreich» in Amors Kapelle Messen lesen zu lassen, und ihre Tochter Maria-Theresia hat der Stiftung noch weitere 400 Gulden beigefügt; denn auch sie ließ, auf Rat ihrer Mutter und ihres Beichtvaters, vor ihrer Vermählung Wasser des St.-Amor-Brunnens nach Wien kommen. Der heilige Abt hat sie nicht enttäuscht, die große Kaiserin ist mit sechzehn Kindern gesegnet worden.

Für Johannes Amerbach bestand kein Grund, seiner Gattin Wasser der Wunderquelle mitzubringen; zu Hause lag sein jüngster, im Frühling geborener Sohn in der Wiege. Vier Kinder hatte ihm zuvor seine Frau schon geschenkt, 1484 einen Sohn, nach dem Gründer des Karthäuserordens Bruno genannt, 1486 eine Tochter, deren irdisches Dasein nur etwas über ein Jahr gewährt hat, 1488 den zweiten Sohn, Basilius getauft im Anklang an den Namen der neuen Heimat, 1490 wieder eine und diesmal sehr lebendige Tochter. Wie ihre verstorbene Schwester, so hieß auch sie zu Ehren der Schutzpatronin des Basler Karthäuserklosters Margarethe¹. Als nun am 3. April 1495 Frau Barbara dreißig Jahre

¹ Das Land, auf dem die Karthause errichtet worden war, hieß St. Margarethental; in alter Zeit war dort eine Gnadenkapelle der heiligen Margarethe gestanden.

nach ihrer ersten Heirat dem Druckerherrn nochmals einen Sohn schenkte, haben die Gedanken des Vaters sich von der Umgebung seiner reifen und erfolgreichen Jahre hinweg zu seinem Ursprung gewendet. Er hat seinem Jüngsten den Namen des Gründers der Diözese Würzburg, des von Papst Gregor III. zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland ernannten Apostels gegeben, des Heiligen, dessen Gebeine nach seinem Märtyrertod in Friesland nach Fulda gebracht worden sind, den Namen Bonifacius.

Das Jahr 1495 bildet gewissermaßen eine Zäsur in Johann Amerbachs Leben, die Mitte der ihm als Buchdrucker gegönnten Zeitspanne. Rückblickend darf er stolz sein auf die bisher eingebrachte Ernte. Seine Gelehrsamkeit, sein rechtlicher Sinn, seine Geschäftstüchtigkeit haben Früchte getragen. Im Gedanken an die Zukunft darf er hoffnungsvoll auf seine Familie schauen, erfüllt vom Wunsch, seine Söhne zu Zierden der Gelehrtenwelt heranbilden zu lassen. Noch waren alle Kinder unter mütterlicher Obhut zu Hause; unbeschwert wanderten Bruno und Basilius als Abc-Schützen in die nahegelegene Pfarrschule zu St. Theodor. Zwei Jahre später schon wird der Erziehungsplan des Vaters sie in die Fremde weisen, dreizehnjährig den Aeltern, neunjährig den Jüngeren; zuerst nach Schlettstadt, drei Jahre später bereits zum Studium nach Paris. Da wird der Ehrgeiz ihres Erzeugers bald von Sorgen bedrängt werden; kühl mahnend und streng zu rechtweisend tönen seine lateinischen Briefe, vermittelnd, bittend und liebevoller ab und zu ein deutscher Brief der Mutter. Margarethe, die muntere, eigenwillige, wird dem Vater einen harten Schlag zufügen, wenn sie ohne seine Erlaubnis sechzehnjährig dem Mann ihrer Herzenswahl folgt. Doch 1495 war Amerbach wie ein Landmann, der sich dankbar freudig der zarten Halme aufsprießender Saat erfreut.

Dieses selbe Jahr hat auch den Pressen des Druckerherrn, aus denen in den Jahren vor- und nachher lauter Werke religiöser Art, nebenbei einige humanistische Lehrbücher hervorgegangen sind, eine Ausnahme gebracht. Immer ist der gelehrte Korrektor, sind seine Helfer mit Bereinigung der Manuskripte von Postillen, Predigten, Bibeltexten und Bibelkommentaren, vor allem mit der stetig weitergeführten Herausgabe der Kirchenväter beschäftigt gewesen. Und nun dringt dieses eine Mal ein Klang aus anderen Regionen in seine Arbeit: Scipios Taten im Heldenepos, Gedanken, Gedichte über die wahre Weisheit, über das einsame Leben, über die Standhaftigkeit im Wandel des Schicksals: 1495 hat Johann Amerbach die sämtlichen lateinischen Werke des Petrarca herausgegeben.

Die Vorstellung, es sei beim Lesen der berühmten Episteln in Amerbach die Erinnerung an seinen Weg aus der Vaterstadt nach Paris aufgeleuchtet, auch er habe, wie Petrarca, an einem Johannisstag Köln gesehen und die Ufer des Rheins, bedeckt von einer glänzenden Schar von Frauen, die, mit duftenden Kräutern umwunden, die Ärmel über die Ellbogen zurückgestreift, die Hände im «reißenden Strom» wuschen, vom festen Glauben erfüllt, durch die Waschung werde jedwedes für das ganze Jahr drohende Unheil reinigend weggespült, die Vorstellung, er habe, die Seiten des Manuskripts wendend, Petrarca im Geiste auf seinen Reisen begleitet bis in die Ewige Stadt, wo der Dichter auf dem Kapitol zum «poeta laureatus» gekrönt worden war, und dabei seiner eigenen Wanderjahre durch Italien gedacht: Solche Vorstellungen gehören in das lockende, köstliche, aber verbotene Reich der Phantasie.

Johann Amerbach wagte nicht, den Musen zu trauen. Wohl wurde in seinem Hause Musik gepflegt, denn Musik gehörte zu den sieben freien Künsten seines Magistergrades, stand im Quadrivium zwischen der Geometrie und der Astronomie; wohl schenkte er der die Kunst des Buchdruckes immer mehr ergänzenden Kunst des Holzschnittes verständnisvolle Aufmerksamkeit, und es ist, nachdem die neuere Forschung sich der Auffassung zuneigt, Kobergers Patensohn Albrecht Dürer habe zur Zeit seiner Wanderschaft von 1492 bis 1494 in Basel gelebt, anzunehmen erlaubt, daß der junge Nürnberger Malergesell vom Freund seines Paten aufgenommen, von ihm den Kollegen empfohlen worden und durch ihn mit dem anregenden Sebastian Brant in Verbindung getreten ist. Dürers Mitarbeit kommt aber nur bei den Verlegern Keßler und Bergmann von Olpe in Betracht, während in den Werken aus Amerbachs Offizin der Holzschnitt keine bedeutende Rolle spielt. In einer der Karthause nahestehenden Geisteswelt durfte der Freude an Kunst um ihrer selbst willen nicht nachgegeben, dem Genuß nur dann Einlaß gewährt werden, wenn er durch den Dienst an Weisheit und Tugend geheiligt wurde. Ein Labsal dieser Art bot dem Schüler und Freund eines Heynlin de Lapide die von den Schlacken des Mittelalters befreit auferstandene lateinische Sprache des 1373 gestorbenen Dichters Petrarca.

Amerbachs Sohn Bonifacius, im selben Jahre geboren wie die erste Ausgabe der Werke jenes glanzvollen Künders der alten römischen Welt, wird den Musen unbeschwert trauen. Zum Studium ist er nach Avignon gezogen, in die Stadt der Päpste, wo Petrarca seiner unerreichbaren Laura begegnet und durch sie zum Dichter geworden ist. 1520, sieben Jahre nach dem Tod seiner

Eltern, hat der jüngste Amerbach seine Vaterstadt verlassen und mit kurzer, durch eine Pestseuche bedingten Unterbrechung in der Landschaft gelebt, die Petrarca in der Epistel über seine Besteigung des Mont Ventoux mit einem im Mittelalter einzig dastehenden Sinn für die Stimmung der Natur geschildert hat. Die südliche Welt, ihre Pflanzen, ihre Früchte, die Lehrer und gewiß, da ihm die Gabe der Freundschaft in hohem Maße eigen war, auch die Freunde hielten den jungen Basler vier Jahre lang fest. Seine Schwester Margarethe hegte, echt weiblich, noch andere Vermutungen, um sein unerwartet langes Fernbleiben zu erklären, und, nach einem späteren Brief des Bonifacius an seinen Freund Jean de Montaigne zu schließen, scheint ihr Verdacht nicht ganz unberechtigt. «... ich mein ir haben etwas liebs über kumen, da ir so lang dinen sind...» schrieb Margarethe an den Bruder. Aber in seinem Leben war diese kleine Laura nur eine Episode, ob der er nicht zum Dichter geworden ist, und er kehrte ohne die von der Schwester gefürchtete Welsche als Rechtsgelehrter heim.

Als 1554 bei Henric Petri wiederum die Werke Petrarcas in Basel erschienen sind, enthielt der prunkvolle Foliant nun noch die beiden italienischen Dichtungen, die im Bewußtsein der Nachwelt mehr als alle anderen mit dem Namen des Aretiners zusammenklingen: Canzonieri und Trionfi. Im Vorwort der neuen Ausgabe erwähnt Johann Herolt, ein auch um Dante-Drucke hochverdienter Mann, dankbar die Bemühungen, die Bonifacius dem Petrarcatext für diesen Band zukommen ließ. Handschriftlich trägt das Exemplar der Basler Universitätsbibliothek die einfache Widmung: «Domino Amerbachio Johannes Heroldus dedicavit.»

Leider sind damals von den stolzen Erstellern gedruckter Werke nach vollbrachter Tat Manuskripte gering geachtet worden. Daß das von Erasmus benützte griechische Testament, von den Setzern mit allerhand Merkstrichen versehen, noch vorhanden ist, dürfte der Ehrfurcht vor dem heiligen Text zu verdanken sein. Die als Vorlage von Petrarcas Gedichten an Laura benützte Handschrift besteht nicht mehr.

Vor seiner Reise nach Avignon aber hatte Bonifacius sich von einem etwas jüngeren Freund, einem damals wenig bekannten Maler namens Hans Holbein, porträtieren lassen. Dieses berühmte Bild ist erhalten als das erste der zahlreichen Werke Holbeins, die der vielseitige Kunstsammler nach seiner Rückkehr aus der Provence in seinem Kabinett vereinen wird, dem berühmten Amerbach-Kabinett, dank der Entschlossenheit Bürgermeisters Wettstein im 17. Jahrhundert von den Nachkommen des Bonifacius durch die Stadt erworben, heute Basels unschätzbare Besitz.

Der als Hans Welcker in Amorbach geborene Stammvater hat den Blick von den sich öffnenden Pforten der Neuzeit nicht gewandt; aber er hat, ohne zu wanken, innegehalten auf dem Boden des Mittelalters, der Welt eines gottesfürchtigen Mannes, den die Hoffnung erfüllte, durch sein Leben und Werk mit strenger Richtschnur die Fundamente zu legen für sein Seelenheil im ewigen Leben.

Auf Quellen- und Literaturangaben wird vorerst verzichtet, jedoch soll nicht unterlassen bleiben, schon jetzt Herrn Alt-Domänenrat Max Walter aus Amorbach für seine wertvolle Hilfe aufs herzlichste zu danken.